



„Ich war mutig wider meinen Willen“

Von der Stasi bedroht, von Fassbinder hofiert, von Hollywood umworben: Der Schauspieler Armin Mueller-Stahl hat viele Leben gelebt. Mit 91 Jahren blickt er zurück – entspannt, bewegt und manchmal auch ein bisschen erschrocken

Von Max Fellmann, Süddeutsche Zeitung Magazin, 27.05.2022

SZ-MAGAZIN Herr Mueller-Stahl, Sie haben vor einem Jahr gesagt, es ist genug, Sie wollen sich auf keiner Leinwand mehr sehen. War das eine gute Entscheidung?

ARMIN MUELLER-STAHN Ja. Ich kriege zwar immer noch schöne Angebote. Aber ich bin 91 Jahre alt. Was soll das noch? Hier, gerade wurde mir eine Rolle angeboten in einem Film mit Michael Caine. Eine Geschichte über zwei alte Kriegsveteranen. Wir hätten gut zueinander gepasst.

Er ist auch ungefähr in Ihrem Alter, oder?

Er ist jünger. Aber irgendwann sind ja alle um einen herum Jungspunde. Ein anderes Angebot kam auch vor Kurzem, ein Film mit Christopher Plummer. Und Denzel Washington wollte mich in der Rolle eines Demenzkranken. Das sind ja die Rollen, die dann bei der Oscar-Verleihung immer viel Echo finden. Siehe Anthony Hopkins letztes Jahr. Aber ich habe mich am Oscar vorbeigelebt, das passt. In meinem Alter ist das alles nicht mehr so wichtig.

Und wenn doch noch mal ein Film kommt, der Ihnen ganz besonders zusagt?

Sehen Sie, ich habe mein ganzes Leben eingeteilt in Kapitel. Das letzte Kapitel sollte der Malerei bestimmt sein. Ein bisschen auch noch dem Schreiben, aber seit



meine Augen auf die kurze Distanz so schlecht sind, ist das Schreiben schwer geworden.

Wenn Sie heute mit dem Pinsel vor einem Bild stehen – was ist daran das Reizvolle im Vergleich zu den anderen Kapiteln Ihres Lebens?

Das Reizvolle an der Malerei ist, dass Sie in Ihrer eigenen Welt leben und sich ein bisschen von den Gräueln der Gegenwart entfernen. Sie kommen zu sich. Und Sie können ganz allein arbeiten. Beim Film brauchen Sie Leute. Am Theater sind Sie Teil eines Ensembles. Bei der Malerei brauchen Sie nur Pinsel und Farben.

Fühlen Sie sich freier?

Ja, ich kann mich auch dem Zufall anvertrauen. Da entstehen Dinge, die nicht geplant sind. Und die Malerei ist meiner Meinung nach am dichtesten an der Natur. Weil sie abbildet, ohne in eine andere Sprache übersetzen zu müssen. Gucken Sie sich hier die Bäume an, welche Farben da entstehen, was da aus den Zweigen wächst. Diese Farben sprechen direkt zu uns. Da kann die Musik nicht mithalten, und Literatur und Film auch nicht. Romane müssen immer erst mal eine Geschichte werden, um zu berühren. Und der Film braucht, um zu berühren, zwei Stunden!

Geben Sie sich selbst beim Malen irgendwelche Regeln vor?

Gar keine. Das ist ja die Freiheit. Als Schauspieler ist man doppelt gefesselt. Ans Drehbuch, an die Figur. Man muss einen Text, der noch schriftlich ist, sprechbar machen, mit Leben füllen. Es ist die ständige Arbeit des Schauspielers, sich von den Fesseln freizumachen, die der Text vorgibt.

Jenseits der Fesseln – was an Ihrem Beruf als Schauspieler haben Sie geliebt?

Oh, es gab Rollen, die ich geliebt habe, schon ganz am Anfang, im Theater. Den Narr in Was ihr wollt habe ich gern gespielt, an der Berliner Volksbühne. Da haben wir eine ganz andere Figur draus gemacht, mit Pantomime. Dann den Marquis von Posa, die berühmte Rede: »Geben Sie Gedankenfreiheit!« Was ich dagegen nicht mochte, waren die Eigensinnigkeiten der Intendanten. Die künstlerische Leitung an



der Volksbühne übernahm 1969 der Schweizer Benno Besson, der später auch Intendant wurde, und der machte uns das Leben schwer. Wir stritten uns viel. Eines Tages habe ich ihm im klarsten Deutsch gesagt, du kannst mich am Arsch lecken. Ich habe die Bühne verlassen und auch gleich das Theater.

Sie haben sich öfter im Leben zügig verabschiedet. Auch später bei Rainer Werner Fassbinder.

Gearbeitet habe ich wahnsinnig gern mit Fassbinder, 1981 war das. Er hatte eine besondere Seele. Aber er wollte mich eingemeinden, wie alle seine Leute, wollte mich zum Teil seiner Entourage machen. Das wollte ich nicht. Schade, wir hatten uns bei Lola so gut verstanden. Er besetzte mich zunächst auch mit der Hauptrolle für seinen nächsten Film, Die Sehnsucht der Veronika Voss. Aber das hat er dann geändert, nachdem er gemerkt hatte, die Umarmung wurde von mir nicht so erwidert, wie er sich das vorstellte.

Die Umarmung hat Ihnen nicht geschmeichelt?

Na ja, einerseits. Andererseits hatte ich bei den Gagen-Verhandlungen für Lola gemerkt, dass da manches eigenartig lief. Ich sagte, wenn ich das richtig sehe, spiele ich hier die Hauptrolle, da müsste ich also das meiste Geld kriegen. Das war eben so eine DDR-Vorstellung. Er sagte, klar, ist auch so. Dann erfuhr ich, dass Mario Adorf das Doppelte kriegt, die Sukowa noch mehr. Das fand ich unfair. Statt mich zu ärgern, nahm ich mir vor, sie alle an die Wand zu spielen. Nun ja, lange her. Diese Eifersüchteleien unter Schauspielern ... Das ist ja auch alles nicht so wichtig. Erst recht nicht Jahrzehnte später.

Sie haben noch Bertolt Brecht am Theater erlebt. Ist das eine Erinnerung, die Ihnen besonders viel bedeutet?

Ich hatte natürlich großen Respekt vor ihm. In jungen Jahren hatte ich überhaupt großen Respekt vor älteren Leuten, die es im Leben zu etwas gebracht hatten. Merkwürdigerweise schwindet meine Bewunderung mit dem zunehmenden Alter. Brecht ist mir im Lauf der Jahre eigentlich immer unsympathischer geworden. Was er



als Mensch geliefert hat. Wie er Helene Weigel behandelt hat. Ich habe für mich im Alter die älteren Figuren meiner Jugend zu gleichwertigen Figuren gemacht, die ich nur noch auf Augenhöhe sehen wollte – bei aller Achtung für das, was sie geleistet haben. Aber als junger Mann bin ich ja sogar für Brecht freiwillig in der DDR geblieben.

Hatten Sie denn schon damals darüber nachgedacht, in den Westen zu gehen?

Ich muss immer wieder klar sagen, ich war nie ein waschechter Ossi. Ich war ein Wossi. Ich lebte in jungen Jahren im Osten, aber ich habe bis Ende der Fünfzigerjahre in West-Berlin am Konservatorium Musik studiert, Geige, Komposition. Ich habe beide Systeme kennengelernt. Ich bin dann zurückgegangen in die DDR, weil ich gerne ans Berliner Ensemble wollte, eben zu Brecht.

Später, als Sie schon großen Erfolg in der DDR hatten, gab es aber auch Momente, in denen es für Sie heikel wurde. Sie haben sich unverhältnismäßig viel getraut, auch laut Kritik geäußert. Sie hätten in Schwierigkeiten kommen können.

Oh ja. Natürlich. Ich habe immer offen meine Meinung gesagt, ich habe die Petition gegen Wolf Biermanns Ausbürgerung unterschrieben. Ende der Siebzigerjahre wurde es immer enger. Wir wurden bestohlen durch die Stasi. Bei uns wurde immer wieder eingebrochen, als wir noch im Osten waren, und dann, als wir auf Wohnungssuche im Westen waren. Ich habe eine ernsthafte Morddrohung erhalten. Meine Frau und ich waren mit dem Auto unterwegs in Berlin-Mitte, uns fuhr ständig ein Auto hinterher, jede Straße, jede Kurve. An einer Ampel hielten wir an. Aus dem Auto hinter uns stieg eine Frau, kam nach vorne und sagte, passen Sie auf, Herr Mueller-Stahl, dass es Ihnen nicht so geht wie in Die Flucht. Das war ein Film, in dem ich einen Mann gespielt hatte, der fliehen will und totgeschlagen wird. Diese Worte waren so eindeutig und so brutal.

War Ihnen die tatsächliche Gefahr damals noch nicht bewusst?



Ich habe sie unterschätzt. Und ich war auch, vielleicht muss man das ehrlich sagen, geschützt durch meine Popularität. Ein Stück weit.

Es heißt, der Auslandsgeheimdienstchef Markus Wolf habe möglicherweise seine schützende Hand über Sie gehalten. War das so?

Das glaube ich nicht. Ich bin der Familie Wolf tatsächlich verbunden – durch Friedrich Wolf. Das war Markus Wolfs Vater, ein bedeutender Dramatiker in der DDR. Dessen Stück *Der arme Konrad* war mein erstes Stück als Schauspieler am Schiffbauerdamm-Theater. Nach der Wende las ich in einem Buch, der Stasi-Chef Erich Mielke habe in etwa gesagt: Egal, wie die Beweise zustandekommen, Christa Wolf und Armin Mueller-Stahl müssen in den Knast. Der hatte mir tatsächlich nicht verziehen, dass ich die Hauptrolle in *Das unsichtbare Visier* aufgegeben hatte, das war die große DDR-Spionagefilmreihe. Auf jeden Fall habe ich dieses Zitat dann in einem Interview erwähnt, und das hat wohl Markus Wolf gelesen. So kriegte ich einen Brief von ihm, er schrieb, das Zitat sei nicht korrekt. Und: »Ich lasse Ihnen frei, ob Sie mir antworten wollen oder nicht.«

Und – haben Sie?

Ich rief ihn an, es kam zu einem Gespräch, das kühl begann. Aber weil wir beide auch an seinen Vater Friedrich dachten, wurde es freundlicher. Und ich sagte ihm dann, lieber Herr Wolf, ich verstehe gar nicht, warum Sie sich beschweren, ich habe immer geglaubt, Sie haben Ihre schützende Hand über uns gehalten. Daraufhin er: Das nun auch wieder nicht. Das Gespräch endete eigentlich in Freundschaft. Ich kann sagen, ich habe ihn geschätzt.

Aber er war ein ranghoher Stasi-General, ein Mann, der vielen anderen Menschen geschadet hat.

Ich kann nicht umhin, ich sehe den Sohn immer in der Nähe des Vaters, den ich nun mal verehrt habe. Ich habe auch seine Frau kennen- und schätzen gelernt. Und ich glaube wirklich, dass er ursprünglich das Richtige wollte. Wie so viele in der DDR. Er war nur auf der falschen Seite, im falschen Beruf. Vertreter des Mossad haben ihm ja



gesagt, du bist Jude, du hättest nicht nach Moskau gehen sollen, sondern nach Tel Aviv, dann wärst du Chef des Mossad geworden.

Das legitimiert trotzdem nicht, was er getan hat. Er war Teil des Systems, das Ihnen mit Mord gedroht hat.

Ich komme immer wieder zu dem Punkt: Ich kann die Figuren des Ostens nicht so, wie sie in der Bundesrepublik gesehen werden, in Schwarz und Weiß einteilen. Die Menschen sind nicht nur gut oder nur böse. Auch später in Leipzig, auf den Demonstrationen, gab es ja durchaus Stasi-Leute, die darauf geachtet haben, dass nicht geschossen wurde. Man muss immer auch nach der Biografie fragen, gerade in so einem System wie der DDR damals. Wie werden die Menschen zu den Menschen, die sie sind? Wie hat ihre Familie den Krieg erlebt? Wie die Nachkriegszeit? Die Menschen, die damals für den Sozialismus waren, das waren ja nicht nur dumme Leute, da waren ursprünglich auch kluge Geister dabei, man kann nicht alle über einen Kamm scheren.

Aber man kann sie auch nicht generell freisprechen.

Ich habe in meiner Arbeit als Schauspieler noch in den bösesten Figuren – es waren womöglich meine besten – das Gute gesucht. Wo ist da der Mensch? Selbst wenn ich heute Putin spielen würde, dieses Monster, dann würde ich wieder nach dem Guten suchen. Sonst würde man es sich zu einfach machen. Auch ein Putin muss irgendwann mal eine gute Seite, eine menschliche Seite gehabt haben. Nach so etwas zu suchen, ist die Aufgabe eines Schauspielers, der seinen Beruf ernst nimmt.

Glauben Sie bei Putin noch an irgendetwas Gutes?

Nein. Aber man kann eben jetzt auch nicht alle Russen verdammen, nur weil dieser schreckliche Mann diesen schrecklichen Krieg führt. Ach, dieser fürchterliche Krieg. Da kommen so viele Erinnerungen hoch ...

Sind Ihnen Ihre Erfahrungen aus der Kindheit im Zweiten Weltkrieg noch sehr gegenwärtig? Man schließt damit natürlich irgendwann ab.



Gabriele Mueller-Stahl aus dem Hintergrund: Nein, nachts hast du schwere Träume!

Mag sein. In Situationen wie der jetzigen ist sowieso alles wieder da. Ich sehe die Nachrichten, die Bilder aus der Ukraine, und ich erlebe die Schrecken noch mal. Wissen Sie, ich habe meinen Vater verloren, ich habe Freunde verloren, meinen Geigenlehrer, der ein wunderbarer Lehrer war. Kennen Sie das Lied Maikäfer, flieg?

Ja.

»Der Vater ist im Krieg. Die Mutter ist in Pommerland, Pommerland ist abgebrannt ...« Ich denke an September 1939, den ersten Tag des Krieges, der Überfall auf Polen. Da haben wir Kinder das Lied gesungen. Maikäfer gab es noch. Wir sangen »Maikäfer, f lieg, wir wollen keinen Krieg«. Und warum das jetzt wieder alles? Nur weil Putin gern Wladimir der Große genannt werden will. Es ähnelt sich alles. Die Situation ist wie damals. Diese Gleichschaltung, Putins Hofschranzen, die alle folgsam ausführen, was er will. Niemand traut sich zu widersprechen. Aber lassen wir das. Ein schreckliches Thema.

Kommen wir noch mal auf die DDR zurück. In Ihren letzten Jahren dort wurden Sie bedroht, und Ihnen wurde die Arbeit schwergemacht.

Ich bekam ab einem bestimmten Punkt einfach keine Rollen mehr, obwohl ich einer der erfolgreichsten Schauspieler war. Die Flucht, das war eine meiner letzten großen Rollen – und da haben sie auf dem Plakat meinen Kopf umgedreht, man sah nur einen Hinterkopf. Sie wollten mich nicht mal mehr zeigen.

Sie wurden auch abgehört. Stimmt die Geschichte, dass Stefan Heym mal bei Ihnen zu Besuch war, und als ihn die Stasi-Autos draußen störten, hat er das einfach laut im Wohnzimmer gesagt, weil er wusste, Sie werden abgehört – und nach fünf Minuten sind die tatsächlich weggefahren?

Ja, das ist so passiert. Dass die das gemacht haben, ohne sich groß zu genieren, hatte auch einen bürokratischen Grund: In dem Moment, wo außer dem Bewohner noch eine andere Person im Haus war, also ein Besucher, galt der beobachtete



Vorgang als öffentlich. Darum konnten sie sich dann auch öffentlich dazu verhalten. So kleinlich und bürokratisch haben diese Stasi-Männer gedacht!

Nach der Wende haben Sie durch Einsicht in Ihre Stasi-Akte erfahren, dass Ihr Rechtsanwalt und sehr enger Freund jahrelang über Sie an die Stasi berichtet hat. Später haben Sie ihm öffentlich angeboten, sich darüber auszusprechen. Kam es je zu einem Treffen?

Leider nein. Ich erneuere dieses Angebot auch hier wieder. Denn ich sage trotz allem, diesen Freund mag ich. Da sind wir wieder beim Schwarz-Weiß. So simpel funktioniert die Welt nicht. Edgar, so hieß er, war ein ungeheuer netter Mensch. Warmherzig, hilfsbereit. Und ich sage bis heute: Wenn mir mal eine Schweinerei widerfahren ist, dann ist mir immer noch lieber, Edgar hat sie begangen als sonst irgendwer. Auf mein Gesprächsangebot hat er sich nie gemeldet.

Lebt er noch?

Weiß ich nicht. Er war ein wenig älter als ich. In meiner Altersgruppe werden die Menschen weniger.

Sie haben die DDR 1980 verlassen und im Westen einen Kaltstart gewagt.

Es war aber kein völlig unbekanntes Land für mich. Ich war ja, wie gesagt, ein Wossi. Und ich bekam schnell gute Rollen. Die Fernsehproduzenten Wolfgang Rademann und Helmut Ringelmann haben sich reizend verhalten. Für den einen sollte ich Professor Brinkmann in der Schwarzwaldklinik spielen, für den anderen den »Alten«. Rademann hat mir ein Angebot gemacht, das, glaube ich, damals einmalig in der deutschen Landschaft war. Eine unglaubliche Gage.

Das wäre eine tolle Ausgangssituation im Westen gewesen. Erst mal eine gut bezahlte Langzeitrolle. Warum haben Sie abgelehnt?

Ich wusste immer um das Schicksal der Kollegen, die solche Rollen ein Leben lang gespielt haben. Siegfried Lowitz wurde todunglücklich mit der Figur des »Alten«.



Die wenigsten waren glücklich mit ihren Lebensrollen, sie hatten ja etwas anderes unter ihrer Arbeit verstanden, als immer nur diese eine Figur zu spielen.

Sie hätten sich zumindest eine Grundlage schaffen können.

Natürlich. Ich habe auf Sicherheit verzichtet. Ich erinnere mich gut, wie ich dem Ringelmann abgesagt habe. Wir saßen in einem guten Restaurant in München, danach sind meine Frau und ich zurück nach Berlin gefahren, sehr still. Wir haben beide überlegt, ob es richtig war, dieses große Angebot abzulehnen, denn ich hatte ja nichts Gleichwertiges in Aussicht. Ja, da waren wir nachdenklich.

Wie wichtig war es für Sie, keine Kompromisse einzugehen?

Also, wenn ich ehrlich bin, war mir das gar nicht mal so wichtig. Rückwirkend bin ich selbst manchmal erstaunt, wie beherzt ich manche Entscheidung getroffen habe. Ich war mutig wider meinen Willen.

Sie meinen, eigentlich sind Sie nicht so?

Ich glaube, dass ich eigentlich ein freundlicher Mensch bin. Ich will mit allen gut auskommen. Aber es gibt bei mir eine rote Linie. Und wenn die in Sicht kam, habe ich mich immer gefragt, ob ich sie wirklich überschreiten will. Oder nein, das habe ich nicht nur mich gefragt, das habe ich immer auch mit meiner Frau besprochen. Solche Entscheidungen haben wir immer gemeinsam getroffen, seit ...Gabi, wie lang sind wir zusammen?

Gabriele Mueller-Stahl aus dem Hintergrund: Gut fünfzig Jahre, oder?

Fünfzig Jahre, meine Güte ...

Sie hatten mit viel Glück ein gutes neues Leben im Westen angefangen – warum beschlossen Sie dann in den Achtzigerjahren plötzlich, in die USA zu gehen, wo Sie kein Mensch kannte?

Ich spielte mit in Oberst Redl, der Film war 1985 für den Oscar als »Bester fremdsprachiger Film« nominiert, und zudem die Hauptrolle in Bittere Ernte, der war dann 1986 nominiert. Und da rief mich ein Agent aus Amerika an, der war ganz



begeistert, er meinte, wir möchten dich gerne hier in Amerika haben. Wir hatten zu der Zeit gerade so viel Geld auf dem Konto, dass wir auf eigene Kosten übergeflogen sind, um einfach mal zu sehen.

Wagemutig. Sie waren Mitte fünfzig, der Sprache nicht besonders mächtig.

Was heißt nicht besonders? Good morning, good evening, how are you – das war alles. Mehr konnte ich nicht.

Hatten Sie Angst?

Da sind viele widersprüchliche Gefühle in Bewegung geraten. Es gab zu der Zeit auch ein Angebot aus Frankreich. Ich dachte, so viele Handreichungen aus dem Ausland – wenn ich die alle übersehe, dann mache ich doch einen Fehler im Leben! Amerika, das stand für die Filmhelden meiner Jugend. Gary Cooper, Spencer Tracy. Frankreich aber auch: Jean Gabin, Belmondo, Gérard Philipe ... Dann kam das sehr konkrete Angebot, in den USA die utopische Miniserie Amerika zu drehen. Tatsächlich eine meiner besten Rollen. Die Kritiken waren grandios.

Sie spielten in einer Sprache, die nicht Ihre war.

Ja, ich musste viel lernen, sehr hart arbeiten. Ich spielte einen russischen General, der das Weiße Haus einreißen will. Das war mein erster Auftritt in Amerika, haha.

Wie ging das mit dem Sprechen überhaupt?

Ich habe diese langen Monologe phonetisch gelernt. Ich habe mich sehr gut vorbereitet. Und bei der Arbeit in der fremden Sprache kam mir Helmut Schmidt zu Hilfe.

Helmut Schmidt?

Den hatte ich im Kopf, wie er im Bundestag sprach, mit seinen Pausen. Der strich sich immer mit der Hand über den Scheitel und sagte so: Damen und Herren, ich ... möchte an dieser ... Stelle sagen, dass ich ... Er machte eigenartige Pausen an ganz unpassenden Stellen, die den Eindruck erwecken sollten, er würde den Text seiner



Rede nicht ablesen, sondern frei sprechen. Das übernahm ich für die Rolle. Ladies and gentlemen, thank you for your ... indulgence, you ... have been patient, and ... Auf diese Weise brachte ich den Text in Gang. Ich spielte die Szene – und nach meiner Rede bekam ich Beifall am Set. Ich war Helmut Schmidt wirklich dankbar.

Hatten Sie je Gelegenheit, es ihm zu erzählen?

Ich bin ihm mal begegnet, aber da passte es nicht. Der Verleger Wolf Jobst Siedler hatte mich eingeladen, als er ein Buch von Helmut Schmidt vorstellte, in Hamburg im »Atlantic«. Da saßen Gerd Bucerius, Peter Scholl-Latour, eine ganze Reihe von prominenten Leuten. Schmidt mir direkt gegenüber. Ich stellte mich ihm vor, er sagte laut: »Hä? Sie müssen lauter sprechen, ich höre nicht gut.« Heute verstehe ich das. Danach schlief er. Man sagte mir, das mache er öfter. Er wachte kurz auf und brummte nur: »Wenn Dummheit Schmerzen bereiten würde, dann müsste Haussmann« – das war damals der FDP-Wirtschaftsminister – »von Montag bis Sonntag schreien.« Dann döste er wieder. Das war sein Beitrag.

Viele deutsche Schauspieler haben es in Hollywood versucht, die wenigsten hatten dort Erfolg. Woran lag es, dass es bei Ihnen so gut lief?

Vielleicht haben die Regisseure in mir eine antideutsche Komponente gesehen. Ich war ja nicht immer nur automatisch der Deutsche in meinen Rollen. Als ich Barry Levinson in Rom traf, wegen des Films Avalon, da waren noch Marcello Mastroianni und Dustin Hoffman im Gespräch. Es war eine Begegnung fast ohne Sprechen, mein Englisch war ja nicht vorhanden. Aber er sah mich an und fand offenbar in meinem Gesicht, in meinem Auftreten eine Komponente, die ihm passend schien.

Sie haben Thomas Mann gespielt und hohe Kardinäle, gutmütige Großväter und miese Bösewichte, aber am liebsten mochte ich den Taxifahrer, den Sie in Jim Jarmuschs Night on Earth gespielt haben.

Freut mich, dass Sie das sagen. Ein bisschen durfte ich diese Figur nämlich gestalten. Mein Agent hatte gesagt, das machst du nicht, du hast da fast keinen Text. Das sollte zuerst ein Verleger sein, den es nach New York verschlagen hat. Jarmusch



war etwas ratlos. Er wusste nur, er will da einen hilf losen Deutschen. Ich hatte Jarmuschs Down by Law gesehen, mit Roberto Benigni und Tom Waits, ein ganz toller Film. Ich sagte meinem Agenten, ich will trotzdem mit Jarmusch drehen, ich lass mir was einfallen. Und ich schlug vor, kann der Taxifahrer nicht ein arbeitsloser Clown sein? Dann kann ich mit einer kleinen Geige hantieren, ein paar Kunststückchen vorführen, das sind Dinge, die ich gelernt habe. Und Jarmusch war begeistert. Wir trafen uns in New York. Giancarlo Esposito, der den Fahrgast spielte, und ich setzten uns auf vier Stühle und arbeiteten an der Szene. Wie im Theater.

Sie haben bis heute einen Wohnsitz in Los Angeles und einen in Deutschland, an der Ostsee bei Lübeck. Wo fühlen Sie sich mehr zu Hause?

Wir lieben das Leben in Pacific Palisades. Um diese Zeit im Jahr wären wir eigentlich dort, durch die Pandemie ist das alles schwieriger geworden. Aber ich habe das Zurückkommen immer als sehr erfüllend empfunden. Sehen Sie, ich schreibe auf Deutsch, ich denke auf Deutsch, die Sprache ist eine wichtige Verbindung. Jedes Mal, wenn wir länger in Amerika sind und dann wieder herkommen, merke ich, dass die Sprache sich verändert, dass neue Worte in Mode kommen.

Zum Beispiel?

Das Wort »nachvollziehen«. Mir scheint, das wurde früher überhaupt nicht verwendet. Jetzt hört man es ständig. Alle sagen, sie könnten dies oder jenes »nachvollziehen«. Ich finde es ein scheußliches Wort. Aber nun: »Wörter bleiben stumm und friedlich / obschon ihr Inhalt weggeflogen / Schlagen um jedoch wie Wetter / werden bös, gemein, brutal, verlogen. / Kommen aus dem Hinterhalt / schleimen, loben, lügen, richten. / Doch was sie in Wahrheit wollen, ist dich und deine Kunst vernichten.« Das habe ich mal geschrieben. Ich schreib hin und wieder so 'ne Sachen. Und manchmal auch gleich die Musik dazu. Und dann trete ich damit auf.

Das machen Sie auch heute noch, mit 91 Jahren?

Ja, soweit es geht. Ich trage meine Texte vor, und dann habe ich ein paar Musiker dabei, die legen los wie die Teufel. Das ist vielleicht meine Art, im Alter auf



mein Leben zurückzublicken – es in Worte zu fassen, in Gedichten Rückschau zu halten.

Sie haben auch mal den Satz notiert: »Heimat ist ein Gefühl, das ich mir abgewöhnt habe.«

Ja, das ist auch aus einem Gedicht von mir. Als ich 1980 die DDR verließ, machte ich im Garten ein Feuer und verbrannte alles, was ich nicht mitnehmen konnte oder durfte. Liebesbriefe, alte Prüfungsunterlagen, ein halbes Leben vor Augen.

»Zerfetztes Linnen / Noch aus meiner Kinderzeit / Ein Feuer aus Vergangenheit.« Da kommt dann eben vor: »Mein janzet Leben hab ick mir nach Heimat geseht. / Und nu ... hab ick mir Heimat abjewöhnt. / Heimat is 'n Stückchen Gras aus der Kindheit und ein Spiel. / Heimat is keen Ort, nur een Jefühl.« Das Gedicht endet mit den Zeilen: »Kiekt, da qualmt mein Feuer zum Himmel hin. / Da oben, die verbeulte Wolke, da steck ick mit drin.«